

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 158 (1879)

Artikel: Entweder-oder : eine wahre Geschichte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entweder — oder.

Eine wahre Geschichte.

Der alte Gemeindeammann von G. hat seiner Zeit Manchen heimgetragen, nämlich manchen schweren Brand, wie man sie im Wirthshaus kauft, liter- oder schoppenweise.

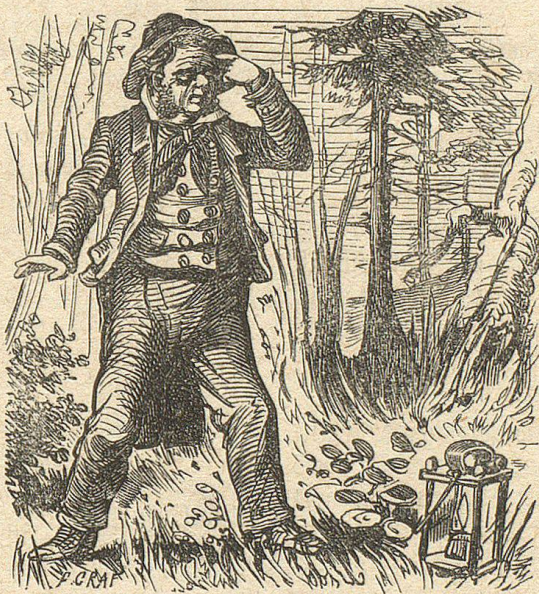
Einmal war er auch in der Stadt bei einer Gerichtsverhandlung. Diese hatte zwar um zwei Uhr ihr Ende erreicht, aber dann kam das Essen in der Post, das bis fünf Uhr dauerte, und dann mußte er auch noch im Löwen und Bären einsprechen, sonst hätte man es ihm dort übel genommen. So war es — es war in der Mitte Oktobers — bereits Nacht, als er die Stadt verließ; er kannte aber den Weg genau, und hätte er ihn nicht gewußt, so hätten ihn seine Stiefel von selbst gefunden.

Glücklicher- oder unglücklicherweise liegt zwischen der Stadt und G. ein Dorf, M. genannt, und in dem Dorf ist ein Wirthshaus, das Rößle geheißen, und an dem Rößle konnte unser Held nicht vorbei, man hätte es ihm sonst übel genommen. Im Rößle aber hatte es nicht nur einen guten Rothen, sondern auch einen Würfelbecher und drei Würfel darin, und an Gesellschaft fehlte es auch nicht — der Rößlewirth ist selbst so eine Spielratte — somit darf es uns nicht wundern, daß der Herr Gemeindeammann bald im tiefsten Geschäft begriffen war. Zuerst wurde um Wein gespielt, dann aber wurde um Geld „geknöchelt“. Das Glück war unserem Freund nicht hold: als er gegen zwölf Uhr ans Heimgehen dachte, hatte er nicht nur keinen Rappen mehr in der Tasche, sondern noch obendrein fünf Franken Schulden beim Wirth.

Da der Herr Gemeindeammann in einem Zustand sich befand, „wo man dem Weltgeist näher ist als sonst“, so wollte ihn der Rößlewirth

nicht fortlassen; er bestand aber auf dem Heimgehen und bat nur um eine Laterne. Daß er einen Mantel bei sich hatte, daran dachte er nicht mehr; der Rößlewirth dachte wohl daran, hütete sich aber, ihn daran zu erinnern, wahrscheinlich wegen der Sicherheit für die fünf Franken und die Laterne. So machte sich also der Hr. Gemeindeammann mit Laterne und ohne Mantel auf den Weg, als der Nachtwächter eben Zwölfe rief.

Der werthe Leser darf keine Sorge um unsern Helden tragen; ein freundlicher Genius geleitete ihn, und er wachte Morgens sechs Uhr gesund und wohlgenuth aus einem festen, von keinen bösen Träumen beunruhigten Schlafe auf, allerdings nicht in seinem Hause und in seinem Bette in G., aber nicht weit davon an einem Rain im Walde auf einem weichen Lager von Moos. Unversehrt stand die erloschene Laterne neben ihm, und seinen zerdrückten Hut hatte er noch auf dem Kopfe. Er stand auf, schüttelte sich, rieb sich die Augen aus, wußte aber nicht, wo er war und wie er hieher gekommen. Nur soviel wußte er noch, daß er gestern oder wenigstens vor nicht langer Zeit im Mantel in die Stadt gegangen war; jetzt aber



hatte er keinen Mantel mehr, sondern dafür eine Laterne. Bedenklich blickte er diese an und zerbrach sich den Kopf hin und her, aber kein Lichtstrahl fiel in die Finsterniß. Endlich brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Jetzt kommt es nur darauf an, ob ich der Gemein damann von G. bin oder nicht. Bin ich der Gemein damann von G., so hab' ich einen Mantel verloren; bin ich es aber nicht, so hab' ich eine Laterne gefunden.“